



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Schimdt, Julian: Berlins neue Physiognomie. II. : (24. bis 30. März.)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Berlins neue Physiognomie.

### II.

(24. bis 30. März.)

Sollte es auch noch einmal dahin kommen, daß die schlanken Tailen der Gardelieutenants mit dem Gefolge von dressirten Bauersöhnen Berlin den alten aristokratischen Anstrich zurückgeben, so wird doch das eigenthümliche Gesicht, das Berlin diese Wochen über annahm, zum Behuf der historischen Reminiscenz immer eines Daguerreotyps werth sein. Denn eine wunderbarere Verwandlung läßt sich nicht wohl denken, als sich in den etwas blasirten, aristokratisch fatiguirten Zügen unserer für ihre Größe noch immer jungen Residenz geltend gemacht hat.

Schon einige Stationen vor der Stadt merkt man, daß etwas Außerordentliches vorgefallen sein muß. Herren von der königl. preuß. Regierung sprechen von der Revolution als einer gloriosen That, und die hurschenschaftliche Cocarde ist nicht nur auf ihrem Hut, sondern auch in ihren Zungen. Süße Reminiscenz verschrobener Jugendtage! Ich werde dich nicht mehr aufstecken, seitdem du officiell geworden bist. Ein Haufen Soldaten schloß sich unterwegs unserm Zuge an, ein Student mit der Deutschen Tricolore voran, die Soldaten Arm in Arm mit Civilisten. Alles in einer Art Rausch, der über der Sympolik der neu errungenen Freiheit den Ernst der Realität vergessen zu haben schien. Einige Berliner, die von einem kurzen Ausflug zurückkehrten, theilten uns einzelne Züge von der glorreichen Revolution des 18. März mit. Man hat gegen Strauß und seine Anhänger heftig polemisirt, daß er eine ausführlich aufgeschriebene Geschichte zu einem Mythos habe herabsetzen wollen. Bei Emeuten kehrt sich auch in unserer prosaischen Zeit, die ihre Register für jedes Evenement in Bereitschaft hat, die augenblicklich Stenographen zusammentrommelt, wenn ein Seisenfieder oder der Mitarbeiter irgend eines Volksblattes sich über den Nutzen der Freiheit, der Jugend, der guten Gesinnung vernehmen läßt — selbst in unserem gewissenhaften Säculum kehrt sich in Augenblicken, wo die ursprüngliche Poesie der That plötzlich aus dem organischen Naturwuchs der alten, faulen Solidität emporschnellt, eben so die ursprüngliche Poesie der „mythenbildenden Substanz“ heraus, und es wird einem künftigen Ranke schwer werden, auf officiellen Urkunden eine diplomatisch

gesicherte Geschichte der ersten preussischen Revolution zu schreiben, wenn auch künftig ein liberaler Papst die römischen Archive mit all' den Berichten, welche die Besten der Diplomaten, die Jesuiten, ihm davon als Augenzeugen haben zukommen lassen, dem gelehrten Historiker öffnen sollte.

Um nur gleich das Positivste anzuführen, die Zahlen: Aerzte, die in allen Lazarethen gewesen sein wollten, gaben mit großer Bestimmtheit die Zahl der gebliebenen Soldaten auf 17 an; ein Herr dagegen, der mitten im Feuer gewesen, der 17 Barrikaden commandirt hatte, nannte mit eben so großer Gewißheit 987. So werden denn auch die einzelnen Begebenheiten je nach der poetischen Richtung und dem Geschmack des Referenten, wie's kommt, in's Tragische oder Humoristische hinübergezogen.

Folgende Umstände aber scheinen festzustehen.

Die ansässigen Bürger haben nur in geringer Zahl am Kampfe Theil genommen; sie haben das Volk nur indirect, durch Oeffnung der Häuser u. dergl. begünstigt. Es scheint aber, das gegen das Ende des Kampfes die ganze Stadt eine solche Erbitterung ergriffen habe, daß wenn der König nicht Frieden geschlossen, die ganze Bevölkerung aufgestanden wäre. Man muß hier den Ausdruck Bourgeoisie nicht zu weit nehmen: junge Leute haben sich in sehr großer Zahl in's Handgemenge eingelassen; zum wahren Wesen der Bourgeoisie gehört ein dicker Bauch und ein mächtig anwachsendes Sinn.

Was man von den Heldenthaten Einzelner erzählt, ist Mythos. Mythos ist z. B. die in Leipzig verbreitete Darstellung, nach welchem der Thierarzt Urban der Hauptheld und Anführer des ganzen Barrikadenkampfes gewesen sei.

Das Militär hat sich, namentlich bei dem Transport der Gefangenen nach Spandau, mit empörender Brutalität benommen, einer Brutalität, die um so abscheulicher war, da sie zum großen Theil wirklich Unschuldige traf.

Das Militär ist wirklich geschlagen worden; es hat zwar die meisten Barrikaden forcirt, aber es hat die Stadt nicht unterwerfen können, und ist so vollkommen ermüdet gewesen, daß jede Verlängerung des Kampfes sein Untergang hätte sein müssen.

Der eigentliche Kampf ist nur aus Erbitterung gegen das Militär hervorgegangen und hat nur den Zweck gehabt, das Militär zu vertreiben. Nachdem dieser Zweck erreicht ward und man damit absolute Freiheit erlangt hatte zu thun, was man wollte, hat man für den ersten Augenblick nicht gewußt, was man eigentlich zu erlangen, was man zu erreichen habe. Daher die Verwirrung der nächsten Tage.

Aber ein edler Instinkt hat das Berliner Volk geleitet. In diesem Volk — ich meine gerade die sogenannten niedern Stände — schlummert eine Kraft und eine Poesie, die mitunter selbst in der Triviolität etwas Grandioses hat. Die Theepoeten unserer Tage mit ihrer verwaschenen Sprache sollten sich einmal hier unter

das Volk mischen und von ihm lernen, was eine naturwüchsig originelle Ausdrucksweise ist.

Der Augenblick, in dem das Volk souverän war, ist der Mittag am 19. gewesen: der Zug der Leichen vor das Schloß. Damals war selbst das Königthum in seinen Händen. Das Volk hat seine Macht mit einer Größe und zugleich einem Maaß — einem Maaß des Instinkts, nicht der Berechnung, ausgeübt, von der die Geschichte wenig Beispiele bieten wird. —

Das Erste, was uns beim Eintritt in die Stadt begegnet, sind die Bürgerwachen am Thor. Es sieht drollig genug aus, diese durchaus nicht coursfähigen Figuren mit Flinten, Säbeln und allem möglichen bewaffnet, was ihnen gerade unter die Hände gefallen ist, wie sie unverdrossen auf- und abschreiten, zum Theil die Pfeife im Munde. Nur wo eine Studentenverbindung — jetzt immer in schwarz-roth-goldnen Mützen — sich in einer Wache angesiedelt hat, wird man noch etwas an die alte Uniform erinnert: es ist wenigstens esprit de corps darin.

Von Militär zeigte sich damals keine Spur; wenn ein Soldat sich auf die Straße verirrete, so war es Arm in Arm mit einem Civilisten. Die Gensdarmen hatten ihre Uniform abgeworfen, zum Theil die Scheermesser an ihre Bärte gelegt. Aber allmählig tauchte einer nach dem andern wieder auf.

Es war eine Seltenheit, wenn man einen Menschen ohne Cocarde begegnete. Fast aus jedem Hause flatterte eine große roth-schwarz-gelbe Fahne, was der Stadt einen buntscheckigen, aber nicht unangenehmen Anstrich gab. In manchem Hause zählte ich sechs Fahnen, die zum Theil an den Fenstern, zum Theil auf den Giebeln befestigt waren. Selbst dem alten Blücher, dem alten Scharnhorst und all' den übrigen gegossenen Helden vor der Hauptwache und auf dem Wilhelmsplaz waren die Embleme der deutschen Einheit in die Arme gedrückt. Die Anschlagzettel an den Mauern waren roth-schwarz-gelb geordnet. Die Damen trugen roth-schwarz-gelbe Halstücher oder entsprechende Bänder auf den Hüten. An allen Straßenecken war Hochverrath angeschlagen; alle drei Schritte rief ein Colporteur: „der Prinz von Preußen und die Berliner Revolution für 2 Sgr.“

Die Straßen waren voll wie sonst, doch kamen mir die Spaziergänger weniger elegant vor als früher; man merkte selbst an den Mienen der Leute, daß man in einem provisorischen Zustand lebe. Auch die plebejische Droschke dominirte weit über die zierliche Equipage mit aristokratischen Wappen. Die Raucherfreiheit wurde mit Maaß betrieben: das Rauchen auf den Straßen scheint noch nicht zum guten Ton zu gehören.

Die Spuren der Barrikaden waren zum großen Theile verwischt, nur die Uebergänge über die Gassen waren noch in einiger Unordnung, und das Pflaster war noch in vielen Straßen von den heruntergeworfenen Ziegeln roth gefärbt. Die Conditorei von d'Heureuse und einige andere Häuser zeigten noch immer die Spuren ihres heldenmüthigen Widerstandes. Die berühmte Inschrift um die in

der Königsstraße eingedrungene Kugel „An meine lieben Berliner“ hatte einer friedlichern weichen müssen. Dagegen ist die große Tafel, die das Palais des Prinzen von Preußen für Nationaleigenthum erklärt, und es unter den Schutz des Publikums stellt, mit allen Randziffern und Neben-Inskriften noch immer erhalten, als das beste Zeichen, daß von einer Contrerevolution noch nicht die Rede sein kann, und unter dem Fenster desselben verkauft man die tollsten Blasphemien gegen den ehemaligen Inhaber.

Die Stadt hat mittlerweile manche Verschönerung erhalten. Auf dem alten Exercirplatz vor Kroll's Local hat schon vor längerer Zeit das System des märkischen Kasernengeistes — der Flugsand — einer bürgerlichen, schönen Gartenanlage weichen müssen. Dieser Platz wird vielleicht einmal einer der schönsten der Welt werden. Der Wilhelmsplatz war ihm in dieser Reaction gegen das Militärwesen vorangegangen. Doch empört sich der märkische Sand noch immer gegen die wohlgemeinten Tendenzen der neuen Zeit.

Die Fresken auf dem neuen Museum sind vollendet. Aber die neue Seite entspricht an Werth der alten keineswegs. Die schöne Gruppe der Sternbilder, die um den alten Uranus kreisen, hat ein sentimental abgeschwächtes Gegenbild: die Trauer am Tumulus. Die Carriatur, die ein witziges Flugblatt auf die moderne süßliche Manier brachte: die trauernden Mehlsäcke, paßt auf diese neu-modische Elegie vortrefflich. Von dem faden allegorischen Wesen, welches sich in diesen Fresken breit macht, kann man sich einen Begriff machen aus der offiziellen Erklärung, die dem Publikum an der Treppe verkauft wird:

a) **Morgen und Frühling des Lebens.** Hirtenvölker im ruhigen Naturgenuß. Die Sibylla des Morgens vor ihrer Höhle am Gestade des Meeres in des Orients Fülle der Natur fesselt das jugendliche Geschlecht durch die Deutung der Zukunft, welche sie auf Blätter zeichnet. Wildes Jägervolk steigt aus den Bergwäldern herab, angezogen von den höheren Reizen sibyllischer und dichterischer Begeisterung. Das Volk nimmt Theil am Wettstreit der Kraft und Gewandheit. Die Muse und Psyche spannen in der Hütte des Dichters die Saiten auf seine Lyra. Der jugendliche Genius des Dichters läßt Begeisterung von seinen Lippen tönen, Jünglinge sind liebend um ihn beschäftigt, fächernd und mit Quellen spielend. Erster Versuch, das Schöne in der Natur festzuhalten durch die Kunst.

b) **Sommer und Mittag.** Die Erndte und ihre Freuden. Ein junger Held wird aus dem Quell der Begeisterung zu schöner und kühner That erfrischt. Musik-Genuß. Unschuldbiger Muthwille mit dem Elemente der Phantasie.

c) **Auf den Wolkenhöhen des Helikon der Erde** entspringt unter dem Hufschlag des erhabenen Rosses, welches einst die Ueberwinder der Ungeheuer Perseus und Bellerophon trug, der Quell der Phantasie. Unter dem Lieblosen unschuldiger Nymphen rieselt er hinab in den Brunnen, aus welchem der beglückte Mensch den Trank der Begeisterung schöpft und von wohlthätigen Wesen empfängt, damit sich sein irdisches Leben und ihn Ahnungen und Vorgenüsse des Himmels begleiten in seiner Entwicklung unter Gesegen des zeitlichen Fortschreitens. Hinter dem Schleier der stürzenden Quellen der Dichtung schimmern im tiefen Schooße der Erde die strengen Gewalten, welche die Gesetze des irdischen Lebens unerbittlich halten. Die dichterische Hülle leihet auch ihnen eine milde Form, menschenfreundliche Genien umspielen sie, an dem Schicksal des Menschenlebens Antheil nehmend. Selige Geschöpfe im Elemente des Schönen schwimmend und dasselbe Anderen spendend.

d) **Musik des Waldes in der Ferne.** Begeisterte, die sich am geflügelten Rosse erfreuen. Wohlthätige Nymphen gießen die schönste Fluth in den Brunnen hinab. Werkleute staunen beim Anblick des wohlthätigen Elements. Ein junger Dichter schöpft aus dem Brunnen. Ein Gesetzgeber naht sich überrascht den schönen Quellen, die auch ihn erfrischen sollen.

e) **Abend und Herbst.** Weinlese. Die Werkstadt des Künstlers schließt sich allen Denkmalen an. Unter den Einflüssen des Genius entsteht unter des Künstlers Händen das Werk. Die Natur selbst führt gefällig auf Verzierungen hin. Der Acanthus schlingt sich um die Form des Korynthischen Kapitäl. Die Helfenden in der Werkstatt und die Schüler. Selben kommen siegreich zurück. Psyche blickt sorgend aus der Wohnung des Weisen nach ihrem Lieblinge. Das Fest der Kelter im Anfange des Winters erfordert schon die heimathliche Flamme des Herdes. Die Mutter wärmt das am Glanz sich freuende Kind. Das Alter erfreut sich an dem schönen Tanz der Musen, die im Abendscheine und Mondesglanze das Alter besuchen. Der Weise auf hohem Felsenitze schaut in den Nachthimmel und ergründet den Lauf der Gestirne. Ein Greis ist in Betrachtung des Elements versunken, das ihm zauberisch entgegenkommt. Der Kühne Schiffer nimmt den Gruß der Musen mit sich und treibt in's weite mondbeglänzte Meer hinaus in der Nacht und im Winter. Luna steigt zum Meere hinab.

Man kann von diesen Fresken nur sagen, daß viel plastische Kunst an unplastische Gegenstände verschwendet ist. Von Weitem verzieren sie allerdings den Hintergrund der prachtvollen jonischen Säulen, aber leider werden sie auch ein langdauerndes Denkmal sein, wie weit die moderne Kunst hinter dem Geist der Zeit zurückgeblieben ist. Der Gedanke, die Poesie vertieft sich mit unendlicher Anstrengung ins Objectiv und Realistische, die Plastik verflüchtigt sich in die Ideen einer bodenlosen Allegorie.

Wenn das Museum der Zeit dienen muß, so geschieht es nur äußerlich. Die Kunstausstellung, die jetzt darin gezeigt wird, dient zum Besten der Familien der gefallenen Märzhelden.

Das neue Museum, das für die Gypsabgüsse, die Raritäten aus dem Schlosse und die ägyptischen Alterthümer aus dem Palais Monbijou bestimmt ist, wird in großartigem Styl aufgebaut. Schon sind die unterirdischen Grotten der ägyptischen Tempel, größtentheils Originale, vom Professor Lepsius mitgebracht, aufgerichtet, schon sind die widersinnigen Hieroglyphen an den Wänden in ihrer ganzen Abgeschmacktheit meisterlich nachgebildet, die alten Götzen vom Nil sitzen eben so stupid und colossal, wie sie in der lybischen Sandwüste mit stumpfem Auge der wiederkehrenden Zeit entgegensehen, innerhalb der märkischen Sandwüsten, und der blasirte Romantiker wird sich nun an diesen canonischen Hundsköpfen erbauen können, wenn ihm die eigenen Götzen nicht mehr bunt genug vorkommen; er wird sich von ägyptischer Erbweisheit durchschauern lassen, wenn ihm die märkisch-christliche zu trivial wird. Es ist eine wunderbare Composition, dieses Pantheon in der Umgebung des Schlosses: eine christliche Moschee, eine antike Rotunde zum katholischen Gottesdienst, mittelalterliche Domtendenzen auf Quadersteinen, die man in die Spree gesenkt hat, die aber wohl unter der jetzigen Zeit ebenso ein Symbol des neuerstandenen Christenthums bleiben werden, wie der

Köllner Dom ein Symbol von der Einheit des deutschen Reichs — und in der Nähe das einige solide Palais, das Zeughaus im besten Styl des vorigen Jahrhunderts, nicht übertrieben geschmackvoll, aber massiv und tüchtig. Die schönen Tage dieses Plazes sind wohl leider dahin! Die wallenden Helmbüsch, die Waffenröcke, die in der Sonne funkelnden Cuirasse! das Paradespiel, der Stolz des Hofes, hat ein Ende! Halbverdrossen schleppt der Bürger die Muskete und den Säbel nach, und der Student wird das friedfertige Spiel des Kriegs nur so lange mit Eifer treiben, als es den Reiz der Neuheit hat. Das Bewußtsein der Sicherheit wird wiederkehren, auch ohne Soldaten und ohne die commentmäßig impertinenten Gesichter der Gensdarmen. Die Adler werden einen andern Flug nehmen müssen! nach Dänemark hin, wo ein feindseliges Volk unsre Brüder überfällt; nach Rußland, wo der stolze Autokrat — jetzt der einzige Malcontente unter den herrschenden Mächten, so eben dem freigewordenen Europa mit der alten legitimen Knute droht.

Das Heer wird bleiben, aber nicht mehr als ein Paradespielzeug, sondern als die Schule des Volks. Wir wollen nicht den Adel abschaffen, sondern das ganze Volk adeln, indem wir ihm die Waffen in die Hand geben, und ihm damit das stolze Selbstgefühl eines freien Mannes einflößen. Die Wehrhaftigkeit wird nicht mehr ein Symbol des Dienstes, sondern der Freiheit sein.

Suoni la tromba, e intrepido  
 Jo pugnerò da forte  
 Bello è affrontar la morte  
 Gradendo fedeltà!  
 Amor di patria impavido  
 Mieta i sanguigni allori,  
 Poi terga i bei sudori,  
 E i piantati la libertà!

So sang in Verein der Jakobiner und der Moderado im zweiten Act der Puritaner im königsstädter Theater, indem der erste eine schwarz-roth-goldne, der zweite eine italienische — grün-weiß-rothe Fahne schwang. Und libertá und patria! brüllten sie wetteifernd und schwangen die beiden Fahnen in einander, und das Publikum schrie mit und dreimal mußten die halb ausgeschrienen Kehlen das neue Lied der Freiheit wiederholen. Es heißt auf deutsch: über die Verfassungsform wollen wir streiten, aber gegen die Russen, gegen die Dänen gehen wir Hand in Hand! Und wenn wir mit den Hohenzollern rechten über unsre Freiheit, so wollen wir ihren Adler doch vorantragen, wenn es die Ehre unsrer Nation gilt, und wir wollen es unserm König nicht nachrechnen, daß wir ihn erobert haben. Preußen soll in Deutschland aufgehen, nicht untergehen.

Es ist einigermaßen frivol, daß ich das heitere Spiel der Oper in die sehr ernsthaften Wirren des Tages hineinziehe. Aber ich habe mich in der That dieser Frivolität schuldig gemacht, und wenn jene schwarz-roth-goldnen Puritaner mich ge-

waltsam wieder in den Sturm des Augenblicks hineinführten, so muß ich gestehen, daß in dem „Barbier“ mich der reizende Gesang der Signora Fodor für den Moment den politischen Clubb, die polnische Frage und die Arbeiteraufstände vergessen ließ. Das Berliner Publikum war darin besser gesinnt als ich, und hatte sich nur in der möglichst geringen Zahl eingefunden.

Im Königstädter Theater ist das Ensemble demokratisch genug, um mit dem Augenblick in Einklang zu stehen. Dagegen weckt das aristokratische Aussehen des Opernhauses unwillkürlich die Erinnerung an das, was draußen vorgeht. Der Hauch der Freiheit hat in diesen Petresfacten kein anderes Leben eingeführt, als daß er ihre Zopfbänder schwarz-roth-golden gefärbt hat. Diese Farben drängen sich von allen Seiten so herauf, daß man sich mitunter wundert, wenn ein frühes Weilchen die Kühnheit hat, in andern Farben als der deutschen Tricolore aufzuklühen. Ich sah im Opernhaus Figaro's Hochzeit. Es ist merkwürdig, diese Nymphen, Götter, Delphine, Musen, diese Bilder und Statuen sahen noch ebenso aus, als wenn keine Revolution in Berlin gewesen wäre. Das diplomatische Corps — freilich mehr in seinen männlichen Mitgliedern, amüsiert sich noch eben so an der lieblichen Musik, als wenn wir nicht am Vorabend eines blutigen Kriegs ständen! Roth und gold ist genug in dem prächtigen Hause verschwendet, aber die weißen Stuckwände sind noch nicht schwarz geworden. Graf Almaviva erscheint noch immer in der Tracht eines Ritters in einem arkadischen Schäferromane, Susanna ist noch immer die Salondame, die sich in eine Kammerjungfer verkleidet hat, die Ironie gegen das System des vorigen Jahrhunderts, die erkauften Richterstellen und das droit de seigneurie übt noch immer seine unschuldigen Scherze aus, Basil hat sein „Bivat“ noch ebensowenig vergessen, als den Witz beim Ausfall der großen Arie im 4. Act, aber seine Nase ist länger geworden; ich habe es genau beobachtet; sie reicht jetzt über das Kinn hinaus, in der Revolution ist sie gewachsen. Noch ein Fortschritt: Das Duett zwischen dem Grafen und Susanna wird nicht *Dacapo* gerufen! Der neue Geist duldet keine Wiederholung!

Die Kunst wird sich zusammennehmen müssen, wenn sie sich in der neuen Bewegung erhalten will, es steht ihr eine Revolution bevor, wie dem Leben. In ihr, wie in der Politik fragt es sich jetzt sehr ernstlich, ob die Kräfte sich finden werden, die der Höhe der Zeit gewachsen sind. Schiller's Ausspruch: „Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst!“ wird für den Augenblick zurücktreten müssen. —

Auch wir wenden uns von dem heitern Gebiet der freien Kunst wieder in den Ernst des bedingten Lebens zurück.

Als der erste Rausch der Revolution vorüber war, als der gesammte Staat in dem darauf einbrechenden Interregnum wie eine tabula rasa erschien, die sich bequem einem jeden philosophisch-politischen System fügen könne, fing man an sich zu besinnen, was nun eigentlich Neues aufzuführen sei. Die alte Opposition ge-

gen den bisherigen Druck mußte nun schweigen, wenigstens für den Augenblick, denn ein Jeder sagte, öffentlich oder privatim, was er Lust hatte, und wenn er Muße hatte, es zu Papier zu bringen, so war ein Censor ebensowenig hinderlich, als sich eine baldige Repressivmaßregel erwarten ließ. Freilich hatte die Masse von der Pressfreiheit ziemlich sonderbare Vorstellungen; der Berliner Philister meinte, er könne nun seinen Annoncen in der Bossischen freie Aufnahme verschaffen.

Es bildete sich sehr bald wieder eine revolutionäre und eine conservative Partei, die sich principiell darin unterschied, daß die eine mit der Revolution vom 18. März den alten Staat für abgebrochen hält, und ihn wie auf einem neuen Fundament — der Souveränität des Volks, das an den Barrikaden die alte Militärherrschaft gebrochen — ganz von Frischem wieder aufrichten will, während die andere die Umgestaltung, deren Nothwendigkeit sie eben so wohl einseht, auf dem Rechtsboden vorzunehmen gedenkt, d. h. innerhalb der gesetzlichen Formen des alten Staates. Es ist bekannt, daß die römischen Juristen nicht selten dadurch die alten Formen festhielten, daß sie durch eine Fiction einen andern Sinn hineinlegten. Die alten Formen sollen allerdings aufgehoben werden, aber durch ihre eigene Dialektik.

Das Practische dieser Fragen knüpft sich lediglich an die National-Repräsentation; in den Forderungen der Pressfreiheit, Geschwornen und dergleichen sind alle einig. Die revolutionäre Partei will, daß die neue, constituirende Versammlung aus den Urwahlen hervorgehe, daß alle Staatsbürger ohne Unterschied, sobald sie mündig sind, und durch kein richterliches Erkenntniß ihrer Ehrenrechte beraubt, Wähler und wählbar sein sollen. Die Conservativen wollen gewisse Classen ausschließen, entweder durch einen kleinen Censur, oder durch Entfernung bestimmter Kategorien, des Gesundes, der Bettler u. dgl., oder durch indirecte Wahlen.

Die einen wollen also die Betheiligung derjenigen Volksklasse, die der moderne Franzose Peuple nennt, der Besitzlosen; denn sie, denen man vorzugsweise die Revolution verdankt, sollen auch an den Früchten derselben Theil nehmen. Eben darum sind sie auch darauf angewiesen, sich auf das „Volk“ zu stützen, und ihre geschicktesten Redner verstehen es sehr wohl, dem Arbeiter, dem vielleicht an den theoretischen Rechten seiner Souveränität nicht viel gelegen sein würde, durch Einmischung materieller Aussichten die Sache des Radicalismus in ein besseres Licht zu stellen. Die conservative Partei sieht in dem allgemeinen Stimmrecht, dem eine allgemeine Volksbewaffnung auf dem Fuße folgen müßte, die pronuncirte Anarchie, sie glaubt zwar nicht, daß aus den Urwahlen Männer aus der niedern Volksklasse als Deputirte hervorgehen würden, denn es ist eine alte Erfahrung, daß diese immer mehr einem besser Bekleideten ihr Vertrauen schenken, als einem ihres Gleichen, sie fürchtet vielmehr, daß sie sich von der Leidenschaftlichkeit der entschiedenen Radicalen fortreißen lassen, und eine Reihe von Jacobinern in den Nationalconvent schicken werden, die selbst die Ideen des Communis-

mus nur zu politischen Zwecken ausbeuten dürften — zunächst zur Proclamation der Republik. Unter Republik aber versteht unsere Bourgeoise Staatsbanquerout und Terrorismus.

Es klingt seltsam, liegt aber in der Natur der Sache, daß die Progressisten, die früher den vereinigten Landtag als das Organ ihrer Ansichten zu einer höhern, rechtlichen Geltung zu erheben suchten, jetzt gegen die Einberufung desselben Protest einlegen, während die conservative Partei sich mit aller Gewalt an diese letzte Planke aus dem Bruch des alten Staatsgebäudes anklammert. Der Landtag, sagen die Einen, ist hervorgegangen aus den feudalen Doctrinen der alten romantischen Rechtslehrer; er ist legalisirt durch die Willkür des absoluten Königthums, er gehört als integrierender Theil in den alten preussischen Absolutismus. Da dieser durch die Revolution gebrochen ist, so müssen nothwendiger Weise mit ihm auch seine Institutionen fallen; der Landtag ist rechtlich unmöglich, denn die Gewalt, die ihn hervorrief und die allein ihn trug, existirt nicht mehr; er ist rechtlich unmöglich, denn seine Existenz ist eine Usurpation privilegirter Classen gegen die alleinige Souveränität des Volks; er ist unmöglich, denn er hat nur die Alternative, entweder gegen den neuen Geist zu reagiren, wo dann wieder sich neue Barrikaden gegen ihn richten müssen, oder gegen sein eigenes Wesen, seine eigene Existenz zu protestiren, seine eigene Vergangenheit zu leugnen, einen Selbstmord an sich zu begehen — nicht aus Ueberzeugung, sondern aus Furcht vor dem Volk — und dann wäre er ehrlos, und könnte noch weniger das Vertrauen des Volks vertreten. Er könne keine Gesetze geben, denn die Macht, die ihn bevollmächtigt, sei gebrochen, er könne aber auch der Krone keinen Rath ertheilen, denn er sei in sich selbst ein innerer Widerspruch, und darum rathlos.

Wie denkt nun die radicale Partei diesen einzigen Weg, gesetzlich den gesetzlichen Zustand der Staatsverfassung abzuändern, zu ersetzen?

Die Consequenzen unter ihnen erklärten, der gesetzliche Weg sei überhaupt nicht mehr möglich, denn alle gesetzlichen Autoritäten seien abgeschafft. Das Volk müsse die Politik in seine Hände nehmen. Der König sei nicht mehr absolut, er habe selbst seiner unumschränkten Macht entsagt; er sei aber auch nicht constitutionell, denn es gebe noch keine Constitution. Von ihm, der noch vor einem Jahre erklärt, er wolle es nimmer dulden, daß ein geschriebenes Blatt die Stelle der Vorsehung vertrete, und sich zwischen sein Volk und seinen Herrgott aufstelle, sei eine Reorganisation des Staatswesens, sei auch nur die formelle Initiative der neuen Gesetzgebung weder zu erwarten noch anzunehmen. Es hatte sich auch schon ein provisorisches Comité gebildet, — auf den Antrag des Herrn Jordan, der eben aus Paris zurückkehrte, — die Gleichgesinnten aus allen Provinzen nach Berlin zu berufen, um die neue Verfassung zu berathen und zu decretiren — eine Idee, die genau dieselbe ist, welche auch das sogenannte deutsche Parlament in Frankfurt zusammenwehte — allein man besann sich doch eines andern, vor-

züglich auf den Nachweis des Herrn Oppenheim, daß jener Aufruf unklar sei, und daß in der Politik nichts so sehr zu fürchten sei, als Unklarheit. Unklar ist aber die Stellung einer Versammlung, die nichts vertritt als sich selbst, die nicht eine rechtliche, sondern nur eine moralische Autorität, und allenfalls die Autorität der Fäuste an sich trägt.

Wenn diejenigen Männer, die den Frankfurter Redeübungsverein zusammenberiefen, dies beherzigt hätten, so wäre Deutschland viel Verwirrung erspart worden.

Mit jenem Antrag war es also nichts; auch unter den Radicalen siegte die gemäßigtere Ansicht, die freilich wieder ein wunderliches Ansehn gewann: mit Ordnung könne die neue Verfassung nur durch ein bestehendes gesetzliches Organ hergestellt werden, dieses Organ sei aber der König, der durch eine offene Erklärung die Souveränität des Volks anerkannt habe; ihm gebühre also die Initiative, vorausgesetzt freilich, daß er nichts anders decretire, als was das Volk wolle, d. h., das allgemeine Wahlrecht. „Wir wollen dir die Initiative lassen, wenn du willst, was wir wollen; wo nicht, nicht.“ Aehnlich schwuren die Aragonesischen Stände ihrem König Irene. Selbst der Antrag, den König durch einen moralischen Zwang, durch eine numerisch imponirende Deputation zu dem Schritt zu nöthigen, den man wünschte, fand keinen Beifall, denn wie Herr v. Brandt, einer der bedeutendsten Redner der radicalen Partei, ganz richtig bemerkte, das Berliner Volk ist nicht das Preussische Volk, und man müsse dem König die Freiheit lassen, nach seiner Ueberzeugung zu handeln, man müsse diese Ueberzeugung nur durch Gründe zu modificiren suchen, dann aber freilich auch sich die Freiheit vorbehalten, die Fahne der Volkssouveränität zum zweitenmal aufzupflanzen.

Man hatte demnach — wie es auch von andern Städten des preussischen Staats geschehen war, eine Petition an den König gerichtet, den Landtag nicht einzuberufen, sondern aus eigener Macht Urwahlen auszuschreiben. Seitdem hat sich die Sachlage dadurch geändert, daß der König seine volle Verantwortlichkeit einem neuen, populären Ministerium übertragen hat. Ich reiste den folgenden Tag ab, darauf ist der Landtag factisch zusammengetreten, und wie nun die Stimmung der radicalen Partei sich weiter entwickelt hat, kann man aus den Zeitungen nicht klar erkennen.

Die conservative Partei hat ihren eigentlichen Träger in der Bourgeoisie, die durch die Idee, mit der Polizei höre auch die Sicherheit des Eigenthums auf, und man wollte das Volk zum Communismus und zur Anarchie aufreizen, in eine unglaubliche Aufregung versetzt ist. Sie schreibt alle Schuld den Literaten zu, von denen sie meint, sie schrieben nur des Geldes, allenfalls persönlichen Ehrgeizes wegen. Sie ist nicht abgeneigt, gegen diese denselben Terrorismus zu wenden, den sie von Seiten der Massen befürchtet. Da in ihren Händen ausschließlich die Bürgerbewaffnung war, hat sie zuweilen zur Abwehr der Volks-

aufreizung Maßregeln getroffen, die das Uebel nur vermehren konnten. Als Herr Julius, Redacteur der „Zeitungshalle,“ in einem leitenden Artikel den Staat aufforderte, nicht bei der Emancipation der Bourgeoisie, wie es in der französischen Julirevolution geschehen, stehen zu bleiben, sondern seine vorzügliche Aufmerksamkeit auf Hebung der niedern Volksklassen zu richten, da jetzt schon ein entschiedener Bruch zwischen den Besitzenden und Besitzlosen vorhanden sei, rückten ihm die Bürger mit Säbeln auf den Leib, und drohten ihm seine Druckerei zu demoliren. Als ein durchreisender Schriftsteller, Herr Boas, den alten Landtag ein infames Institut nannte — Ausdrücke, an die man in den Clubs so gewöhnt wird, daß sie gar nicht mehr auffallen — verhaftete ihn die Bürgerwache ohne Weiteres. Ähnliche Scenen sind noch mehrere vorgegangen, und dienen natürlich nur dazu, die Aufregung zu steigern, und zugleich die Ohnmacht der Reaction zu beweisen, denn man muß die Verhafteten doch gleich wieder freilassen. Die Bürgerschaft bleibt zu sehr in ihrer negativen, ablehnenden Stellung; sie denkt zu wenig daran, die Arbeiter hierseits aufzuklären, zu wenig daran, für ihre Hebung wirklich energische Maßregeln anzubahnen.

Natürlich kennt man auf der andern Seite auch kein Maß; alle Augenblicke hört man in den Clubs von der „feigen Bourgeoisie, die sich in den glorreichen Tagen der Revolution versteckt habe, und die sie nun zu Gunsten der Hoffjuweliere, Hoffschuster und Hoffschneider ausbeuten wolle.“ Man droht hin und wieder ernstlich, sich an die Spitze der Arbeiter zu stellen. Von beiden Seiten also eine maßlose Leidenschaft, die alle möglichen Gefahren droht; nur darf man nicht vergessen, daß jene Sprache in aufgeregten Augenblicken, in abendlichen Versammlungen geführt wird, daß ein Redner den andern steigert, und daß bei Tage die Sache wohl nicht so gefährlich aussieht. Die niedern Volksklassen beobachten übrigens eine musterhafte Haltung, ich habe in ihren Versammlungen Ehrfurcht vor den Berliner Arbeitern bekommen.

Es handelt sich in den politischen Tendenzen der beiden Parteien, wie man sieht, nur um einen quantitativen Unterschied. Die radicale Partei hat den Vortheil, daß sie einig ist in ihren Forderungen, denn sie hat ein sehr allgemeines Schema: gleiche Berechtigung Aller. Die Conservativen dagegen müssen die Beschränkung dieses Rechts mehr oder minder nach Willkür festsetzen, und durchkreuzen sich daher mehrfach in ihren Anforderungen. Ein ziemlich complicirtes System ward von Herrn Professor Kries aus Breslau, der sich dort wegen seiner conservativen Gesinnung viele Feinde zugezogen hat, in der Bossischen Zeitung veröffentlicht; es sollten zwei Kammern gebildet werden, von denen die erste, demokratische, aus den Urwahlen, die zweite, conservative, aus den Provinzialständen gebildet würde. Wie wir jetzt lesen, hat die Regierung die Idee der zweiten Kammer, wenigstens für die constituirende Versammlung fallen lassen; dagegen hat sie Beschränkung der Urwahlen und indirecte Wahlen vorgeschlagen, eine Maßregel, die, was sich

auch im Einzelnen dafür sagen ließe, auf die gegenwärtige Stimmung zu wenig berechnet sein dürfte.

Den Hauptstz hat die radicale Partei in dem „politischen Club,“ der sich zuerst im Hotel de Russie, jetzt in dem schönen Wielenszischen Saal versammelt. Diese schönen Räume hätten es sich vor kurzer Zeit auch wohl nicht träumen lassen, daß sie von einigen Tausenden aufgeregter Politiker, die ebenso aufgeregte rauchen als sprechen, verfinstert werden würden. Der Club ging ursprünglich von den Liberalen aus, die schon früher in der Presse für die Sache der neuen Entwicklung gekämpft hatten, es haben sich seitdem auch viele andere angeschlossen, doch betrug die Zahl, so lang ich da war, immer nur einige Hundert. Dagegen stellte sich jedesmal eine ungeheure Menge Zuhörer ein, die wenigstens durch Acclamationen an der Versammlung Theil nahmen. Der Club hat sich jetzt vollständig organisiert, er hält alle Tage Sitzung; sucht Filialclubs in den Provinzen zu errichten und gibt ein kleines Flugblatt heraus — ich habe nur das erste Blatt gelesen, das sehr gut geschrieben war, wenn ich nicht irre, von H. Affessor Jung. Nur die Mitglieder dürfen mitsprechen; doch geht zuweilen der Club in die größere Volksversammlung auf, die in demselben Local gehalten wird. Vorsitzender ist H. Eichler, ein Literat, der sich an den Barricaden ausgezeichnet hat, sein Stellvertreter, Dr. Ruthenberg, ehemals Redacteur der Rheinischen Zeitung, jetzt Redacteur der neuen Berliner Nationalzeitung, von der ich seltsamer Weise in Leipzig noch kein Exemplar gesehen habe. Das bedeutendste Rednertalent — wenn ich aus den wenigen Versammlungen, denen ich beizuwohnen Gelegenheit hatte, schließen darf, ist H. v. Brandt, ein junger Mann mit hellblondem Haar und etwas aristokratischem Anstrich, der mit entschiedener dialektischer Schärfe ein nicht gemeines Feuer vereinigt. Von der Aufregung, die in diesen Sitzungen herrscht, kann man sich aus den magern Berichten der Zeitungen keinen Begriff machen; namentlich wenn man aus Leipzig kommt, wo auch die radicalste Ansicht durch den Vortrag einen salbungsvollen Anstrich annimmt, wird man von der Energie und Leidenschaftlichkeit dieser Debatten ebenso überrascht wie fortgerissen. Mitunter gewinnt die Versammlung freilich etwas den Anschein eines Polnischen Reichstags — doch gilt dies mehr von der größern Versammlung, wenn ein Mann präsidiert, der durch seine Persönlichkeit weniger geeignet ist, die feurigen Köpfe zu dominiren. So war es in der Versammlung, in welcher der phantastische Vorschlag der unmittelbaren Einberufung eines Nationalconvents zuerst angenommen wurde — ob von der Majorität oder Minorität kann ich nicht sagen. Herr v. Holzendorf, bekannt durch die von ihm veranlaßte Bauernadresse, präsidierte in demselben. Hier war es auch, wo ein Pole auftrat, die Berliner ernstlich wegen ihres Säumens zu Rede stellte, und geradezu drohte, wenn nicht bald für Polen etwas geschähe, so würde sich die polnische Bevölkerung Posens auf die Deutschen stürzen. Statt der derben Abfertigung, die eine solche Sprache verdiente, fand ein sentimentaler Act der Fraternität-

zung zwischen der deutschen und polnischen Nationalität statt — ein baiser l'amour-rette, das für die Verbrüderung der Provinz von keinem bedeutenden Erfolg sein wird. Die Art, wie man hier mit dem Königthum umspringt, ist fabelhaft, wenn man sich an frühere Zeiten erinnert; ich sagte schon einmal, daß die Berliner alle Hochverrathsgedanken, die sie seit 33 Jahren hatten unterdrücken müssen, jetzt bei der allgemeinen Explosion an die Luft bringen. Einen Fehler haben die meisten Reden dieses Clubs: sie pochen zu sehr auf die Ereignisse vom 19. März, sie erzählen zu viel von ihrer Revolution, sie drohen zu viel mit einer neuen. Die Revolution ist nicht ein permanenter Zustand, der Umsturz der Staatsverfassung bringt keine tabula rasa hervor, sondern eine Masse von Bausteinen und Localitäten, die nun benutzt werden müssen zum Aufbau der neuen. Mögen die Berliner sich hüten, daß man ihnen nicht vorwirft, was Lord Chesterfield von den Franzosen behauptete: sie verstehen wohl Barrikaden aufzubauen, aber nicht Barrieren, d. h., sie verstehen die Regierung zu stürzen, aber nicht sie zu beschränken.

Gewissermaßen im Gegensatz gegen diesen Club hat sich ein „constitutioneller“ gebildet unter dem Vorsth des Justizcommissarius Crelinger, der früher aus Königsberg wegen seiner liberalen Gesinnung entfernt wurde und sich später im Polenproceß auszeichnete. Er ist viel zahlreicher als der andere, und alle Moderirten scheinen sich ihm anschließen zu wollen. Doch ist er entschieden liberal, und will der Reaction ebenso Widerstand leisten, als der Anarchie. Dieser Club, der seine feste Organisation, selbst seine Stenographen hat, scheint ruhiger und gründlicher verfahren zu wollen, als der „politische,“ doch sagt man ihm nach, daß er auch langweiliger sei. Als Augenzeuge kann ich davon nicht sprechen, da bei der ersten, bei meiner Anwesenheit abgehaltenen Versammlung wegen Mangel an Raum an eine eigentliche Debatte nicht gedacht werden konnte.

Eine sehr bedeutende Stütze hat die Bourgeoisie an dem Polizeipräsidenten v. Minutoli, gegenwärtig dem populärsten Mann von Berlin, der auch durch allgemeine Acclamation an die Spitze der Bürgerbewaffnung gestellt wurde. Wenn er über die Straße geht, wird er allgemein begrüßt — eine Ehre, mit welcher der Berliner in der letzten Zeit auch gegen die Prinzen sehr sparsam war. Er hat sich während der Blutnacht vom 18. März sehr liberal gezeigt. Indessen hat es immer einen eigenen Anstrich gehabt, das Commando der Nationalgarde dem Polizeipräsidenten anzuvertrauen, und spricht mehr für den friedlich geselligen Sinn der Berliner Bürger, als für ihren Freiheitstrieb. Herr v. Minutoli hat das selbst gefühlt, und nur nach langem Sträuben seine neue Stellung angenommen. — (Anm.) So eben hat er sie niedergelegt.

Von den Literaten hat sich namentlich Einer als Friedensstifter und Verbündeter der gesellig gestimmten Bourgeoisie ausgezeichnet, Herr Dr. Böniger, der schon früher durch seine Referate in der Boffischen, namentlich über die Lei-

stungen des Königstädter Theaters, die Herzen des Spandauer Viertels und der angrenzenden Stadttheile gewonnen hatte. Auch bei Gelegenheit der Central- und Localvereine ist er für die Armuth wahrer Vertreter des geseglichen Fortschritts gewesen. Herr Stieber, berühmt durch den Conflict seiner polizeilichen und juristischen Functionen, wie später durch seine glänzenden Vertheidigungen, über die er selber in der Bossischen referirte, stand ihm darin zur Seite. Von Wöniger war auch theilweise die Adresse ausgegangen, welche der Thierarzt Urban, ein ziemlich populärer Mann mit stark phantastischem Anstrich, der dem Volk durch einen sehr langen Bart und eine Toga, wie die polnischen Juden sie tragen, imponirt, und der Schneider Eckardt an den König richteten, er möge das Militär wieder in die Stadt kommen lassen. Die Bürgergarde, durch Herrn v. Minutoli befragt, stimmte zum größern Theil damit überein; der Dienst ermüdete sie natürlich, da man sie viel unnöthige Wachen beziehen ließ, und da man sich doch nicht getraute, das niedere Volk zu bewaffnen. Bei der großen Gährung, die im Volk herrscht, hatte Herr Urban am vorigen Sonntag eine allgemeine Arbeiterversammlung auf dem Platz vor dem Schönhauser Thor berufen. Es hatten sich wohl über 1000 Menschen versammelt, Urban hielt eine Friedenspredigt und stellte die drei Berliner Landtagsdeputirten dem Publikum vor, indem er versicherte, daß sie das Vertrauen des Volkes hätten. Die Arbeiter sollten, jeder von seinem Gewerke, aussprechen, was ihnen am Herzen läge. Einer nach dem andern stieg auf die Tribune, und erklärte, wie viel er Zulage, und wie viel Stunden weniger Arbeit er wünsche. Mehr Lohn, weniger Arbeit, das ist das Natürlichste, worauf man unter diesen Umständen kommt. Es war ermüdend genug, diese wechselnden Einfälle anzuhören, die doch zu keinem Resultat führen konnten, als plötzlich ein Schriftsetzer aus Breslau, Herr Brill, auf die Tribune stieg, und erklärte, er wolle hier nicht über sein specielles Metier sprechen, denn das könne doch das einzelne Gewerke am besten abmachen. Umsonst suchte Urban ihn am Weitersprechen zu hindern. Brill erzwang sich das Wort, und setzte auseinander, wie Erhöhung des Lohnes mit Verminderung der Arbeit eine Unmöglichkeit sei, weil dadurch die Meister mit sammt den Gesellen ruiniert würden. Die Wurzel des Uebels liege tiefer, in den Grundlagen des Staats. Was dem Arbeiter allein aufhelfen könne, seien folgende Punkte:

1) Organisation der Arbeit. Es solle ein Arbeiterministerium gebildet werden, aus Arbeitern selbst gewählt, welches seine unteren Behörden nach allen Städten hin verzweige. Hier solle jeder Arbeiter Nachweis und Förderung finden, und eine Provinz solle die andere ergänzen.

2) Der Arbeiter sei nicht im Stande, sich selber zu helfen, weil er nicht gebildet genug sei. Der Arme könne an dem Unterricht nicht Theil nehmen. Der Staat sei also verpflichtet, eine Volkserziehung auf seine Kosten zu organisiren. Die vorige Regierung habe das Volk dadurch geblendet und in Unthätigkeit ge-

halten, daß sie dasselbe durch die Aussicht auf ein unbekanntes Jenseits das Elend des hiesigen Lebens habe vergessen lassen; das Ministerium Eichhorn habe dieses Wesen so auf die Spitze getrieben, daß es habe brechen müssen, und man sei ihm darum Dank schuldig. Nur die Aufklärung könne den Arbeiter glücklich und zu einem nützlichen Gliede des Staats machen.

3) Die Kosten dieses Unternehmens seien dadurch herzustellen, daß man das Militär abschaffe, und eine allgemeine Volksbewaffnung einführe; auch das Waffenhandwerk solle eine Schule des Volks sein; sie seien ferner dadurch herzustellen,

4) daß man die Regierung wohlfeiler mache, daß man den unnützen Hofhalt abstelle, und die Regierung nur als Beamte des Volkes betrachte.

5) Endlich müßte die Regierung controlirt werden, aber nicht durch die privilegirten Stände, sondern durch echte Volksvertreter. Diese könnten nur aus Urwahlen hervorgehen. Einberufungen der Urversammlungen sei also das erste Recht des Volkes.

Ich muß gestehen, daß ich selten einen Vortrag gehört habe, der klarer und mehr auf sein Publikum berechnet gewesen wäre. Durchaus populär, durchaus im Ton eines Handwerkers, und doch von einer logischen Schärfe, die jedem Philosophen Ehre gemacht haben würde. Nur ein paar Mal verplauderte er sich, und ließ geradezu Feuerbach'sche Theorien hören. Den folgenden Tag sah ich ihn im Frack und in Glacehandschuhen im politischen Club.

Ein Arzt, Dr. Ries, hob dieselben Punkte mit gleicher Beredsamkeit hervor. Sie wurden auf den Antrag des Justiz-Commissarius Reinhard, trotz des Widerstandes, den Urban und das übrige Comité leisteten, zum Beschluß der Versammlung erhoben und dem König vorgelegt. Der König verwies die Abgeordneten an die betreffenden Behörden.

Es ist seit dem, wie ich lese, Sonntags wieder eine Arbeiterversammlung gehalten, in der man gegen die projectirten Wahlbeschränkungen protestirt hat. Auch in den Zelten finden noch immer größere Versammlungen statt, meistens von der radicalen Partei. Die bewaffnete Bürgerschaft soll wieder einige Attentate auf die Associationsfreiheit gemacht haben.

Die Zeitungen erscheinen jetzt in einem wahrhaft Schrecken erregenden Umfang; den größten Raum füllen die Annoncen aus, denn Jeder will jetzt etwas von sich hören lassen. Zum großen Theil sind es lyrisch-dithyrambische Ausbrüche der freigelassenen Freiheitsbegeisterung; auch Artikel versöhnlichen Inhalts; mehrere Leutnants haben ihre Sympathien mit dem Volk poetisch an den Tag gelegt, freilich kommen auch dazwischen manche ziemlich freche Herausforderungen vor. Gebessert haben sich aber die Zeitungen nicht, mit Ausnahme der Zeitungshalle, deren Redacteur jetzt seinen sophistisch-antiliberalen Standpunkt aufgegeben und sich mit Entschiedenheit dem Ultra-Radicalismus angeschlossen hat. Das Motto seiner Zeitung ist jetzt: Alles für das Volk, und alles durch das Volk. Er trägt

stets eine Muskete auf dem Rücken, um sich gegen etwaige Angriffe der Bourgeoisie zu sichern.

Die Lesezimmer in den Conditoreien haben sich sehr stark vermehrt, und man fängt in einigen an, zu rauchen. Doch ist die Zeitungshalle noch immer der Centralpunkt der neugierigkeitsbedürftigen Berliner.

Ueber die Stellung der neuen Regierung — die sonderbarer Weise in der Provinz, der Camphausen und Hansemann angehören, wenig Sympathien zu haben scheint, behalte ich mir vor, im nächsten Artikel einiges zu sagen.

Der Totaleindruck, den Berlin im gegenwärtigen Augenblicke macht, ist dieser: sehr viel Kraft, sehr viel Talent, sehr viel Fonds, aber auch sehr wenig Haltung. Es ist noch immer ein frivoler Anstrich, auch in den ernstesten Parteikämpfen, die an das alte Berlin erinnern.

Und einen Mangel noch: Berlin steht immer nur auf sich und den preussischen Staat; von Deutschland ist wenig die Rede. Die Angriffe der süddeutschen Blätter in der letzten Zeit hat man mit verächtlichem Achselzucken aufgenommen, und mit Recht. Möge man sich aber dabei nicht beruhigen; möge man zu der Einsicht kommen, daß Preußen nur in Deutschland groß sein kann, daß das Aufgehn Preußens in Deutschland mit einer bloßen Phrase nicht abgemacht ist, und daß Preußen derjenige Staat ist, der in der Reorganisation des deutschen Vaterlands — zunächst bei sich selbst — die Initiative ergreifen muß. Die sogenannte Hegemonie ist dann eine müßige Frage.

Julian Schmidt.